



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Dreibund und Italien. Die „Isolierung“ Deutschlands. Das britische Weltreich. König Edwards Reisen. England und Frankreich. Der deutsch=englische Gegensatz.)

Von der „Isolierung“ und „Einkreisung“ Deutschlands ist es im deutschen Blätterwalde wieder stiller geworden. Der Dreibund steht fest, trotz aller Zweifel. Noch jüngst, am 15. Mai, hat das Tittoni für Italien betont; er hat aber zugleich mit Recht gesagt, daß er Italien nicht hindere, mit andern Mächten freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, weil er eben nicht alle auswärtigen Beziehungen des Landes deckt, so wenig wie alle solche Beziehungen Deutschlands oder Oesterreichs, wie auch die Nuova Antologia vom 1. Mai hervorhebt. Und diese Beziehungen sind doch auch für Italien recht wichtig. Sein Verhältnis zu England datiert nicht erst von der Zusammenkunft in Gaeta; zu dieser größten Seemacht des Mittelmeers kann Italien mit seinen langen, offenen Küsten gar nicht in Gegensatz treten, und seine ostafrikanischen Interessen berühren sich mit den englischen in Aegypten und im Sudan, dort ist die italienische Kolonie die stärkste, hier sind beide Mächte aufeinander angewiesen. Der Dreibund hat hier für Italien niemals etwas bedeutet und die unvergessene Katastrophe von Adua am 1. März 1896 weder abwenden noch in ihren Folgen abschwächen können. Auch an der Ostküste der Adria hat Italien sehr wichtige und uralte Interessen; die österreichischen sind dort noch wenig über hundert Jahre alt, und man weiß, wie das venezianische Dalmatien 1797 österreichisch wurde. Wenn in der deutschen Presse so oft über italienische Doppelzüngigkeit und Großmannsucht geklagt und gespottet wird, so kann das nur der allerdings vorhandenen und nicht ganz schwachen Strömung zu Hilfe kommen, die Italien näher an die Westmächte herandrängen möchte.

[illegible]

Also herrscht auf dem ganzen Erdenrunde nichts als die friedlichste Gesinnung, alle Gegensätze scheinen aus der Welt geschafft. Im stillen jedoch dauern sie doch fort. Das britische Weltreich freilich ist durch den Sieg Japans und durch die Kolonialkonferenz sicherlich befestigt worden, obwohl eine Zolleinigung noch in weiter Ferne liegt und selbst die Mitwirkung der Kolonien zur Verteidigung des Reichs fast ganz platonischer Natur ist. Aber Aegypten wird der englischen Politik noch manche Not machen, und Indien ist keine Kolonie, sondern eine Besitzung. Es ist heuer ein halbes Jahrhundert verstrichen seit jenem furchtbaren Aufstande, der 1857 die britische Herrschaft an den Rand des Verderbens brachte. Inzwischen hat sich

diese vor allem durch die Fortschritte der Verkehrsmittel ungeheuer befestigt, aber auch das Selbstbewußtsein und die Bildung der Inder sind seitdem außerordentlich gestiegen, jenes nicht zum wenigsten durch den Sieg der Japaner. Trotzdem und trotz gelegentlicher Gärungen ist ein neuer Aufstand sehr unwahrscheinlich, schon weil er das Chaos herbeiführen würde, und weil dieses bunte Gemisch von Rassen, Völkern und Religionen am besten durch eine kluge und energische Fremdherrschaft zusammengehalten werden kann. Eher dürfte das Ziel der indischen Intelligenz eine stärkere Beteiligung des indischen Elements an der Verwaltung und Reformen in dieser sein. Und wird Indien auf die Dauer absolutistisch regiert werden können? Je wichtiger Indiens Besitz für die Weltstellung Englands ist, desto wichtiger sind die dort auftauchenden Probleme für das ganze Reich.

Sedenfalls steht England heute seit der Niederlage Rußlands auf einer stolzen Höhe, und es hat in König Eduard einen Staatsmann, der die verbreitete Meinung, im parlamentarischen England habe der König tatsächlich nichts zu sagen, Lügen straft, und dessen Reisen selbst von liberalen deutschen Blättern, die sonst von der Bedeutungslosigkeit fürstlicher Zusammenkünfte und fürstlicher Ehen tief überzeugt waren, mit Aufmerksamkeit und Mißtrauen verfolgt werden. Aber ob die Entente cordiale zwischen England und Frankreich nicht schon einige Bedenken in Frankreich erweckt hat? Denn England ist in diesem Herzensbunde weitaus die stärkere, Frankreich die schwächere, also die schutzbedürftige Macht. Und vor kurzem hat es der dortige Minister des Auswärtigen Pichon offen ausgesprochen, er sehe zwar jetzt keinen Gegenstand zu Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich über koloniale Fragen, aber wenn sich ein solcher biete, sei Frankreich dazu bereit, und er hat dabei auf die Bagdadbahn hingewiesen, an der gewiß ein gutes Stück unsrer Zukunft im nähern Orient hängt. Daß sich England in der Abrüstungsfrage nicht auf Frankreich und Italien verlassen kann, ist schon jetzt klar, und so wird Deutschland mit seiner kühlen Ablehnung, sich auf diesen Vorschlag einzulassen, so lange er so absolut gestaltlos ist, im Haag einen Sieg ersehten und keineswegs dort allein stehen. Die Kriegsgefahr, mit der die Friedenskonferenz die Welt zu bedrohen schien, ist vorüber.

Das Europa beherrschende Verhältnis ist und bleibt freilich der deutsch=englische Gegensatz, aber er ist wirtschaftlich, nicht politisch und drängt schon deshalb nicht auf eine kriegerische Entscheidung hin, weil eine solche beide Parteien unendlich schwerer schädigen müßte als die schärfste wirtschaftliche Konkurrenz. Wer will denn auch in Deutschland den Krieg gegen England, und welche Kombination, die für England gefährlich werden könnte, wäre heute überhaupt auch nur denkbar? An Versuchen, die beiden großen Völker einander innerlich näher zu bringen, fehlt es auch in diesem Jahre nicht. Freilich, behaglich ist unsre Situation bei der unberechenbaren Gestaltung der Weltverhältnisse und unsrer notwendigen Verflechtung mit allen nicht. Aber ist sie jemals viel besser gewesen? Wir liegen nun einmal in der Mitte Europas mit offenen und leicht verwundbaren Grenzen, und für unsern nationalen Zusammenhalt ist bei unsern immer noch viel zu zahlreichen und starken innern Gegensätzen der äußere Druck kaum entbehrlich.

Wie stark diese auch in der Weltanschauung sind, das ist auf manchem der zahlreichen Kongresse, die uns die Pfingstzeit zu beschenken pflegt, deutlich hervorgetreten. Wir haben keine herrschende, geschweige denn eine einheitliche Weltanschauung, die alte ist von vielen aufgegeben, eine neue nicht gefunden worden. Darin liegt der tiefste Grund der pessimistischen, unbefriedigten Stimmung, der weite Kreise ergriffen hat, also einer schweren Erkrankung unsers Volkslebens. *

Apothekenpolitik. Der Entwurf eines deutschen Reichsapothekengesetzes, der vor einigen Wochen veröffentlicht worden ist, lenkt das Interesse größerer Kreise wieder einmal nach diesem dunkeln und umstrittenen Gebiete volkswirtschaftlichen Lebens, der deutschen Apotheke. Der Entwurf möge zunächst in seinen wichtigsten Teilen hier vorgeführt werden.

§ 1. Wer eine Apotheke betreiben will, bedarf dazu außer der im § 29 der Verbeordnung vorgeschriebenen Approbation der Erlaubnis. (Konzessionsprinzip.)

§ 2. Soll die Erlaubnis zum Betrieb einer Apotheke erteilt werden, so fordert die hierfür zuständige Behörde durch das zu ihren amtlichen Bekanntmachungen bestimmte Blatt auf, Bewerbungen unter Beifügung der erforderlichen persönlichen Ausweise binnen vier Wochen einzureichen. Nach Ablauf der Frist erfolgt Entscheidung. (Prinzip der öffentlichen Ausschreibung.)

§ 3. Soll die Erlaubnis zum Betrieb einer neuen Apotheke erteilt werden, so hat vor der Ausschreibung eine Beschlussfassung darüber stattzufinden, ob ein örtliches Bedürfnis für den Betrieb einer solchen vorhanden ist, ihre Lebensfähigkeit gesichert erscheint und die Bestandsfähigkeit der in ihrer Nachbarschaft vorhandenen Apotheken nicht gefährdet wird usw. (Prinzip des gesicherten Nahrungsstandes.)

§ 6. Haben sich mehrere Bewerber gemeldet, so wird die Erlaubnis demjenigen erteilt, welcher nach erlangter Approbation länger als alle übrigen Bewerber im Inland als Apotheker tätig gewesen ist. (Prinzip der Anciennität.)

§ 11. Wird die Erlaubnis an Stelle einer nach Maßgabe dieses Gesetzes erloschen oder entzogenen Erlaubnis erteilt, so muß auf Verlangen des bisher Berechtigten oder seiner Hinterbliebenen oder Erben dem Bewerber die Verpflichtung auferlegt werden, die zur Einrichtung und zum Betriebe der Apotheke gehörigen Vorrichtungen, Gerätschaften und Warenvorräte, soweit sie sich in gutem Zustande befinden, gegen Entschädigung zu übernehmen usw. (Prinzip der Vornehmung des Rundschafswerts für konfessionierte Apotheken; Prinzip der persönlichen — nicht örtlichen — Konzession.)

§ 12. Die Erlaubnis zum Betriebe einer Apotheke erlischt: 1. durch Verzicht, 4. bei Entmündigung oder Konkurs, 5. mit dem Tode des Berechtigten. (Prinzip der persönlichen — nicht vererblichen — Konzession.)

Dieser Paragraph gestattet weiterhin die Verwaltung für die Witwe bis zur Wiederverheiratung, für die ehelichen Kinder bis zur Großjährigkeit, im Entmündigungsfalle der Frau bis zur Scheidung und allgemein für den Fall der Bedürftigkeit.

Mit Betriebsvorschriften, Strafbestimmungen und Übergangsbestimmungen können wir uns hier nicht beschäftigen. Dagegen verdienen die dem Entwurf beigegebenen Erläuterungen Beachtung, ja sie sind in gewisser Beziehung wichtiger als der Entwurf selbst, denn sie geben Aufschluß über die Auffassung der Regierung, enthüllen sogar die eigentlichen Absichten ihrer Apothekenpolitik.

Die Erläuterungen lassen drei Bestandteile erkennen: die Begründung der Apothekenreform, die Geschichte der Vorbereitung und Entstehung des Entwurfs und die eigentlichen Erläuterungen zu den einzelnen Paragraphen. Das wichtigste und letzte Teils ist ein Hinweis auf ein in Preußen zu schaffendes Landesgesetz (Paragraph 33 des Entwurfs handelt von landesrechtlichen Vorschriften, die durch den Entwurf unberührt bleiben), wonach den Inhabern von Apothekenbetrieben eine abgestufte Betriebsabgabe auferlegt werden soll, um die Mittel zu schaffen, die jetzt bestehenden verkäuflichen Konzessionen aufzukaufen und in persönliche und unverkäufliche umzuwandeln. Es handelt sich also im Grunde um ein Expropriationsverfahren auf Kosten der Apotheker selbst.

Der Entwurf hat eine so allgemeine und grundsätzliche Ablehnung von seiten des Apothekerstandes gefunden, daß er wohl kaum in dieser Form Gesetz werden dürfte. Was man eigentlich in Apothekerkreisen erwartet hat, ist schwer zu sagen. Sicher ist aber, daß einzelne Teile der Begründung und der polizeiliche Charakter, besonders die in Aussicht gestellte Einführung von Ordnungsstrafen so erregend gewirkt haben, daß man darüber alles gute und annehmbare des Entwurfs fast übersehen hat. Vor allem aber fehlt dem Apothekerstande durchgehend jedes Verständnis für den großen Grundgedanken des Entwurfs, die Steuer der Arzneimittel den wirtschaftlich schwächern Teilen unsers Volkes möglichst abzunehmen.

Unter den Mißständen, die sich im Apothekenwesen entwickelt haben, führt die Begründung des Entwurfs vom Standpunkte der öffentlichen Interessen (auf fallenderweise an zweiter Stelle, nämlich nach den Mißständen, die für den Apothekerstand selbst bestehen) auch die ständige Steigerung der Arzneipreise an, sowie den aus der Verschuldung der Apotheker sich ergebenden Antriebe, den Geschäftsgewinn durch Führung minderwertiger Arzneien und durch Geheimmittelhandel zu steigern. Da diese beiden Punkte vom volkswirtschaftlichen Standpunkt das wichtigste Argument für eine Apothekenreform bilden, da sie es aber auch sind, die am allerstärksten von den Apothekern bekämpft und bestritten zu werden pflegen, so müssen wir näher auf sie eingehen.

Steigen die Arzneipreise wirklich? Der Entwurf behauptet es. Die Apotheken widersprechen und beweisen an der Hand von Zahlen, daß es nicht der Fall ist. Wer hat Recht? Beide. Dem Wortlaut nach haben die Apotheker Recht. Eine wirkliche Erhöhung der Rezepturpreise ist kaum zu bemerken, jedenfalls aber durch Erniedrigungen anderwärts fast ausgeglichen. Aber dem Sinne nach hat der Staat Recht; er meint, die Arzneipreise müßten künstlich hochgehalten werden, über ihren eigentlichen Wert hinaus gesteigert werden, um die Apotheken nicht in ihrer Rentabilität noch mehr zu schwächen. Denn es war doch der Grundzug der 1905 eingeführten Reichsarzneitaxe, daß mit dem Heilwert des Medikaments ein für allemal gebrochen werden sollte und nur noch ein Warenwert bestehen sollte. Die Wirkung dieser Tendenz mußte aber ausgeglichen werden durch Erhöhung der Arbeitspreise, besonders durch Einführung einer Dispensationsgebühr von 15 Pfennigen für jedes Rezept. Diese Dispensation ist im Grunde nichts als eine indirekte Steuer, die von der kranken Bevölkerung erhoben wird, eine Steuer, die notwendig ist, um die überschuldeten, unrentablen Betriebe zu erhalten. Nähme man heute den Apothekern die Dispensationsgebühr, so würden die meisten kleinen allein arbeitenden Besitzer vor einem Ausfall von 1200 bis 1500 Mark, das heißt vor dem Ruin stehn, und die mit einem Gehilfen arbeitenden müßten auf diese Hilfskraft verzichten.

Ebenso bedingt Recht hat der Entwurf mit der andern Behauptung, daß infolge der Verschuldung der Apotheken die Besitzer gezwungen seien, ihren Geschäftsgewinn zu steigern (durch Führung minderwertiger Arzneimittel und durch Geheimmittelhandel). Der Stein des Anstoßes ist hier die Parenthese; ohne diese muß der Satz unbedingt anerkannt werden. Es ist volkswirtschaftlich ein schwerer Mißstand, daß die Apotheker gezwungen sind, überhaupt ihren Geschäftsgewinn künstlich zu steigern. Hieran trägt aber mit die Hauptschuld der Rückgang der Rezeptur, hervorgerufen durch die Verschärfung der wirtschaftlichen Gegensätze in der Konstellation: Apotheker — Ärzte — Krankenkassen, in der der Apotheker meist den schwächsten Stand hat.

Die „Führung minderwertiger Arzneimittel“ kann nur als eine Entgleisung aus dem Bereiche des Tatsächlichen bezeichnet werden, dagegen ist das andre Glied — der

Geheimmittelhandel, dem man zur Unterstützung etwa noch den Begriff „und mündliche Reklame“ unterschreiben sollte — wieder durchaus berechtigt. Die Apotheker weisen hier natürlich auf ihren Kampf gegen die FabrikSpezialitäten hin; sie vergessen aber dabei, daß doch auch jeder Apotheker seine eignen Geheimmittel herstellt und verkauft, und daß ein großer Teil der HandelsSpezialitäten doch auch Apotheker zu Urhebern hat.

Am sonderbarsten ist aber die Stellung, die man der im Interesse der Apotheker als Mißstand beklagten Verschuldung, der Höhe der Kaufpreise — den sogenannten Idealwerten — gegenüber einnimmt. Seit Jahren ist es das A und O der Besitzer, daß die Idealwerte der Krebschaden des Standes seien. Und das ist auch richtig. Der Stand würde allen schädlichen Einflüssen viel fester gegenübergestanden haben, wenn nicht die ungeheuern Lasten der Betriebe die Entwicklungsfähigkeit der Eigentümer gehemmt hätte. Sobald aber nun der Staat einen entscheidenden Schritt tut, die Idealwerte abzuschaffen, fängt man auf einmal an, die Schädlichkeit der Idealwerte zu leugnen, ja womöglich die hohen Apothekerpreise als etwas ganz gesundes und normales hinzustellen. So stehen sich also die Absichten der Regierung und der Stand der Apotheker schroff gegenüber.

Was nun den Gesetzentwurf selbst betrifft, so hätte er eigentlich kaum eine solche Entrüstung hervorzurufen brauchen, denn im Grunde ist es nur eine Fixierung des schon bis jetzt geltenden Gewohnheitsrechts, besonders hinsichtlich des Konzessionsverfahrens. Da die privilegierten und andern verkäuflichen Apotheken vorläufig durch den Entwurf gar nicht berührt werden, so enthält er für diesen Teil der Besitzer ebensowenig prinzipiell neues, wie für die schon herangezögten Personalkonzessionen. Freilich enthält er keine angenehmen Aussichten für den ganzen Stand. Aber wenn eine betrübende Gewißheit besser ist als ein ewiger Zweifel, so ist auch das, was der Entwurf bringt, jedenfalls etwas, womit man rechnen und worauf man sich einrichten kann, und deshalb dem jetzigen Zustande der Unsicherheit vorzuziehen.

Freilich ist es wunderbar, daß man an manchen Stellen im Entwurf von einer Sanierung des Apothekenwesens spricht. Wenn die Frage nur so gestellt wird: Wie kann man den Apothekern helfen? so gibt es nur einen Weg zur Sanierung: kaufmännische Entwicklung, freie Bahn, freie Verkäuflichkeit aller Apotheken und — mit der Zeit einmal — Niederlassungsfreiheit. Dann wird sich das Gesunde sicher durchsetzen, und das Kranke wird absterben. Fragt man aber: Was soll im Interesse unsers Volkes geschehen, um die Apotheken zu billigen und gänzlich unschädlichen Instituten im Dienste des Medizinalwesens zu machen? so kann es nur heißen: Unterbindung alles kaufmännischen, Umformung der Apotheker zur Verwaltungsbeamten mit möglichst geringer Eigenspannweite, Abschaffung des Besitzwertes.

Über dies alles hinaus wäre freilich noch eine Hauptfrage zu stellen: Ist es möglich, einem Volke etwas zu nehmen, was es absolut braucht; es gegen etwas zu schützen, wogegen es gar nicht geschützt sein will? Ist es überhaupt gut, dem Volke den Glauben an die Mittel zu nehmen? Denn darüber besteht kein Zweifel: das niedere Volk glaubt fest an den unbedingten Wert des Arzneimittels. Dieser Glaube schreitet fort mit der Entwicklung der Arzneimittellehre; aber er bleibt als Glaube immer gleich und fest. Der immer steigende Verbrauch von Geheimmitteln, der gerade vom niedern Volke neben der hohen Steuer der Versicherten noch für Medikamente geleistet wird, ist der beste Beweis dafür, daß das Volk die Steuerlast des Arzneimittels nicht als drückend empfindet, daß es für seine Gesundheit immer höhere Opfer zu bringen bereit ist. Und hier ist vielleicht die starke Macht mit ihren tausend zähen Wurzeln, die sich der wohl von den besten Absichten beseelten Apothekenpolitik am kräftigsten widersetzen wird.

Wolfgang Wustmann

Populäre Konzerte. In der blutigen Schlacht bei Mars-la-Tour, am 16. August 1870, gab der Major von Schmettau dem Trompeter Befehl, zum Sammeln zu blasen. Dieser setzte die Trompete an den Mund; aber so heftig hatte der Kampf getobt, daß das Instrument an vielen Stellen durchlöchert war und einen klagenden Ton von sich gab. Diese Episode hat Freiligrath besungen (Die Trompete von Gravelotte).

Der Trompeter hieß Pinkebank, was auf dasselbe hinausläuft, als ob er Schmitt geheißen hätte. Pinkebank oder Pinkepank ist nichts weiter als eine Tonmalerei, eine onomatopoetische Bezeichnung der Laute, die der Schmied hervorbringt, wenn er das Eisen hämmert. „Lieben Brüder, laßt euch nicht erbarmen, laßt euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Amboss Nimrod!“ — so schrieb Thomas Münzer im Bauernkriege an die Bergleute zu Mansfeld, er, der sich selber: Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis, Thomas Münzer mit dem Hammer nannte. Der Familienname Pinkepank ist nicht selten, er kommt zum Beispiel in der Göttinger Gegend vor.

Die Tradition will wissen, daß der weise Pythagoras durch diese Laute auf die Theorie der musikalischen Intervalle gekommen sei; er soll in einer ägyptischen Schmiede auf die verschiedenen Klänge aufmerksam geworden sein, die die Hämmer je nach ihrer Schwere auf dem Amboss gaben. Man hat sogar behauptet, daß Händel dem Gehämmer der Schmiede eine seiner Melodien abgehört habe, ungefähr wie Beethoven das Motiv, mit dem die E-Moll-Symphonie beginnt, eine Goldhammer im Walde gekesselt haben soll. Es wird allerdings entgegnet, daß die Höhe der Note immer dieselbe bleibe, möge der aufschlagende Hammer schwerer sein oder leichter, gerade so wie verschiedene Klöppel an derselben Glocke nicht verschieden klingen, oder wie die sieben Saiten der antiken Lyra immer nur einen und denselben Ton angeben, und das Tonvermögen des Instruments durch die Anzahl der Saiten genau bestimmt ist. Man vergißt aber, daß auch die Schmiedeambosse verschieden und in mehreren Exemplaren vorhanden sind, sodaß, abgesehen von der größern Stärke oder Schwäche des Tons, wirklich einige Abwechslung in das Konzert hineinkommt. Davon, daß das Eisen seine besondern Töne hat, kann man sich auf jedem Bahnhof überzeugen: auf jeder größern Station geht ein Beamter mit einem Hammer den Zug entlang und prüft die Radreifen der Wagen durch Hammerschlag auf das Vorhandensein von Sprüngen. Diese verraten sich beim Aufschlagen des Hammers durch verschiedenartigen Klang.

Pinkepank. Das muß immer herhalten, so oft etwas Metallnes angerührt wird, wenn es auch nur eine Münze und schöner Mamon ist, was klingt. Ich muß gestehn, daß Sie nur auf die Pinke sehn! — heißt es im Berliner Metropoltheater, in der Posse, die sich zwischen der Hibernia und dem Handelsminister Möller abspielt. Die Pinke ist die Büchse, in die die Einsätze beim Regeln oder beim Kartenspielen kommen; jede Sparbüchse ist eine, während andre Leute lieber sagen, daß es klappert. Denn die Lautnachahmung ist keineswegs konsequent, namentlich wird anstatt des Tippenlautes gern das dentale D gewählt. Die italienischen Kinder nennen das Geld: il Dindo; sie wollen das Dindo haben, und der Vater gibt ihnen, wenn sie recht artig sind, das Dindo. Klingt das nicht wie Glockengeläute? — Die Glocke macht in Italien: Dindon, man hört hier die Glocken dindondare. Wir sagen bekanntlich: Bimbaum, kennen jedoch ebenfalls ein Dingdongdang. Streng genommen ist das die englische Manier, das Geläute der Glocken wiederzugeben; in Frankreich machen die Glocken: Tintin oder Tintouin, läuten ist dort tinter. Auch die Gläser machen in Frankreich beim Anstoßen Tintin. Demgemäß läßt auch Dante die Befuhr Tin tin schlagen

(Paradiso X, 143). Und schon die alten Römer hatten die Zeitwörter *tinnire* und *tintinnare*, die: klingen bedeuteten, die Klingel war ein *Tintinnabulum*.

Das erinnert wieder daran, daß man ein Café-chantant vulgär ein Tangel=tangel nennt, und daß der Bauer seine Sense dengelt, indem er die Schneide derselben mit dem Dengelhammer auf einem kleinen Amboß dünn schlägt. Der Dengelgeist, aus dem Geisterbesuche auf dem Feldberg männiglich bekannt, ist der Sensenmann, eine Personifikation des Todes. Auch der Kesselflicker ist in England ein Dengelgeist, er heißt Tinker oder Tinkler; die Engländer haben einen Immortal Tinker, den Theosophen Bunyan, den Verfasser des Pilgers, der in seiner Jugend Kesselflicker war. Auch der Klempler ist einer; er heißt: Tinman.

Alles Mitglieder unser's volkstümlichen Orchesters! — Tinman bedeutet nicht etwa den Zinnmann, wenigstens nicht in dem trivialen Sinne eines Zinnarbeiters, was der Klempler gar nicht ist; sondern der Name ist augenscheinlich von dem Tin Tin entlehnt, das bei der Blechbearbeitung entsteht. Man gehe nach Le Locle oder La Chaux de Fonds oder nach Pforzheim, wo der metallne Klingklang ununterbrochen zu hören ist, so wird man innwerden, warum der Klempler in England: Tinman heißt. Ja, was ist denn unser deutscher Klempler? Was anders als eine Art Tonmalerei? Klempler steht für Klemperer, wie Kellner für Kellerer. In Süddeutschland heißt der Mann Klamperer (neben Spengler). Nun, er könnte auch: Klimperer heißen, das wäre am verständlichsten. Denn alle diese Namen bedeuten doch nur einen Handwerker, der bei seiner Arbeit klimpert.

In Wien haben sie die Redensart: einem ein Klampl oder ein Klemperlein anhängen, die bedeutet: einem etwas anhängen, ihm etwas nachsagen, ihm etwas am Zeuge flicken. Das Klemperlein ist die Schelle, die dem Menschen wie einem Narren oder einem Ausfägigen angehängt wird. Dadurch zieht er die Augen der Leute auf sich.

Es ist wahrscheinlich, daß der Name der Zigeuner mit diesen Ausdrücken zusammenhängt; er bedeutet gleichsam unfreiwillige Zinkenisten. Die Zigeuner betreiben mit Vorliebe das Schmiede- und Schlosserhandwerk; sie sind die gebornen Kalt Schmiede und Refler, sie veranstalteten zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eigne Refler- und Kalt Schmiedetage und wählten eigne Reflerkönige. In Schottland ist Tinkler ganz gleichbedeutend mit Zigeuner; in einem Gnadenbriefe Wilhelms des Löwen, der 1165 bis 1214 regierte, werden die Gipsies ausdrücklich so bezeichnet. Wenn man nun bedenkt, daß dieselben Zigeuner in Italien und schon bei den ältesten Chronisten gli Zingari heißen, so liegt die Vermutung nahe, daß dieses Zingari durch Lautverschiebung aus einer Form wie Tinkler hervorgegangen sei. Eine gleiche Verschiebung der Ahmlaute tin und tink liegt auch anderwärts und wahrscheinlich bei den beiden Metallnamen Zinn und Zink selbst vor. Die Zinke oder der Zinken war ein altes Blasinstrument, das die Zinkenisten bliesen. Csengeni heißt klingen im Ungarischen, und in der Satinika klingen die Schellen beim Schlittenfahren: dzing, dzing! — In Zigeuner hätte sich mithin nur der Nasal verloren, weil die ursprüngliche Bedeutung des Namens nicht mehr so gut verstanden wurde wie in Schottland. Ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, will ich nur noch erwähnen, daß die Zigeuner als Kesselflicker keineswegs vereinzelt dastehen, sondern den sogenannten Kachelmachern in Wien, den Auvergnaten in Paris entsprechen würden. Die Kachelmacher sind eigentlich Kesselmacher und eigentlich nicht Italiener, sondern Slowaken.

Die Klempler und die Kesselflicker würden also gewissermaßen in dem populären Konzert das Glockenspiel besorgen, während die Steinseker die Becken und die Wüttcher die Trommel dazu schlagen. Denn auch die Pflasterer klingen, wenn die

Handrammen niedergehn, darum heißen sie in Holland: Klinker, die leeren Tonnen aber geben einen Schall, den man bald mit Pauken und Trompeten, bald mit Kanonendonner verglichen hat. Ei, werd ich's dann erschossen, erschossen auf breiter Heide, singt der Landsknecht in Uhlands Volksliedern, so trägt man mich auf langen Spießen, ein Grab ist mir bereit, so schlägt man mir den Pumerlein Bum, der ist mir neunmal lieber denn aller Pfaffen Gebrumm (Nr. 189, wiederholt von Geibel in den Neuen Gedichten). Das heißt, die Tamboure des Regiments gehen meinem Leichenzug voran und schlagen mit gedämpften Trommeln Wirbel. Nun, die Trommel der Böttcher ist das Faß oder die Tonne, auf der sie die Reifen mit dem Treibhammer antreiben und das faßbinderische Pumperle Pump hervorbringen, wie Fischart sagt; Sebastian Brant artikuliert es mit geringer Änderung: Bumblebum. Gelegentlich, eine Regel gibt es eben in solchen Nachahmungen nicht, wird das Bum auch wieder den Glocken zugeschrieben, zum Beispiel in Wien, wo auf dem Turm der Domkirche zum heiligen Stephan die große Pummerin hängt; namentlich aber ist es die allbekannte Sprache der Kanonen.

Im Jahre 1848 wurde Mantua durch die Piemontesen blockiert; Festungskommandant von Mantua war der General der Kavallerie Gorczkowski. Dieser hielt einst in einer Versammlung in gebrochnem Italienisch folgende lakonische Ansprache an die Mantuaner:

Mantovani boni: Gorezkowski buon;
Mantovani cattivi: Gorezkowski Bum Bum!

Daher wurde er der General Bumbum genannt, wie der König Ferdinand der Zweite von Neapel: il Re Bomba; er ist eine Figur in der „Großherzogin von Gerolstein“. Und im Jahre 1870, als die Deutschen Paris eingeschlossen hatten, sich aber vorläufig auf die Einschließung beschränkten, weil der Belagerungspark noch nicht eingetroffen war, machten einige Ungeduldige das Verschen:

Guter Mollke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum;
Bester Mollke, sei nicht dumm,
Mach doch endlich Bum Bum Bum!

Der General Bumbum aber erinnert an den bekannten Sklavenhändler und Machthaber im innern Äquatorialafrika Tippu Tipp, der angeblich in den Pflanzungen der Dörfer so genannt wurde, weil den erschreckten Bewohnern bei den Angriffen der Beutejäger das Knattern der Gewehre als Tipp u Tipp in die Ohren klang.

Unschuldiger ist das Tipp Tapp Tipp, das der Dreschflegel machte, ehe die Dreschmaschine ihr dumpfes Summen ertönen ließ; noch unschuldiger das Tippen mit dem Finger, durch das die Spieler erklären, daß sie mitgehen wollen, und von dem ein bekanntes Hasardspiel den Namen hat. Ist nicht schon das Pochen, das Anklopfen etwas Musikalisches, das in Noten gesetzt werden kann? Wie hat Beethoven den ersten Satz der G-Moll-Symphonie charakterisiert? So klopft das Schicksal an die Pforte.

Rudolf Kleinpaul

